



Die vielen Fluchten des Gao Xingjian

Liu Chunying schüttelt den Kopf. Die Professorin von der Universität Jinan ist enttäuscht und verärgert. Es ist der erste Tag eines Symposiums der Friedrich-Alexander-Universität im Erlangener E-Werk, und sie soll über Gao Xingjian referieren. Es geht um die Rezeption des chinesischen Literaten in seiner Heimat und im Westen. Da schüttelt die zierliche Chinesin abermals den Kopf. Ihr kurzes, schwarzes Haar fällt ihr ins Gesicht: „Es scheint mir, dass Sie das nicht verstehen.“ Und winkt ab. Da ist es wieder, dieses Nicht-Verstehen zwischen China und dem Westen. Der Moment, in dem eine Verständigung unmöglich erscheint. Der Moment kommt immer wieder, sei es bei der Frankfurter Buchmesse oder bei einer Veranstaltung wie dieser: Es ist wie eine unsichtbare Mauer, die den Westen von China trennt, unüberwindlich selbst in Zeiten der Globalisierung. Liu Chunying soll vor allem über die Zeit um 2000 referieren, als Gao den Literaturnobelpreis gewann – als erster Chinese. Und schon hier liegt das „Missverständnis“: Für den Westen ist Gao ein Chinese, für China nicht.

Gao Xingjian, der 1940 in Ganzhou in der chinesischen Provinz Jiangxi zur Welt kam, war als Kind häufig krank, weshalb er sich die Zeit mit Lesen vertrieb. Doch Gaos Kindheit war keine Zeit der Muße, denn draußen im Land brodelte es heftig. Große Teile Chinas waren von japanischen Truppen besetzt. Dann, nach der japanischen Niederlage und dem Ende des Zweiten Weltkrieges, kam es zum Bürgerkrieg, der erst 1949 endete. In Maos Volksrepublik China bestimmten fortan Nationalismus und Sozialismus das Leben der Chinesen. Doch der junge Gao wollte Künstler werden. Er flüchtete in die französische Sprache.

„Französisch war mein persönliches Exil“ – erzählt Gao jetzt am Rande der Tagung in Erlangen. „Ich habe jeden Tag gelesen, so viel ich konnte. Am Ende meines Studiums war in jedem Buch der Bibliothek ein Ausleihstempel mit meinem Namen zu finden.“ Und er schrieb – Tagebuch, Theaterstücke, Essays. Doch da seine Werke nicht mit den Vorgaben der kommunistischen Partei übereinstimmten, flüchtete Gao ein zweites Mal, diesmal ins innere Exil. Er schrieb heimlich, nur für sich. „Damals war ausschließlich Propaganda gewünscht“, erinnert sich Gao. Er spricht langsam und mit sanfter Stimme. Das steht in schroffem Gegensatz zu jener Zeit, von der er erzählt, als er aus Vorsicht seine Tagebücher, Notizen und Manuskripte verbrannte. Die Roten Garden verhafteten ihn trotzdem, zur Umerziehung wurde er ins Lager geschickt. Um der Repression zu entkommen, flüchtete Gao nach seiner Entlassung wieder: diesmal in ein Dorf auf dem Land, wo er als Bauer leben wollte.

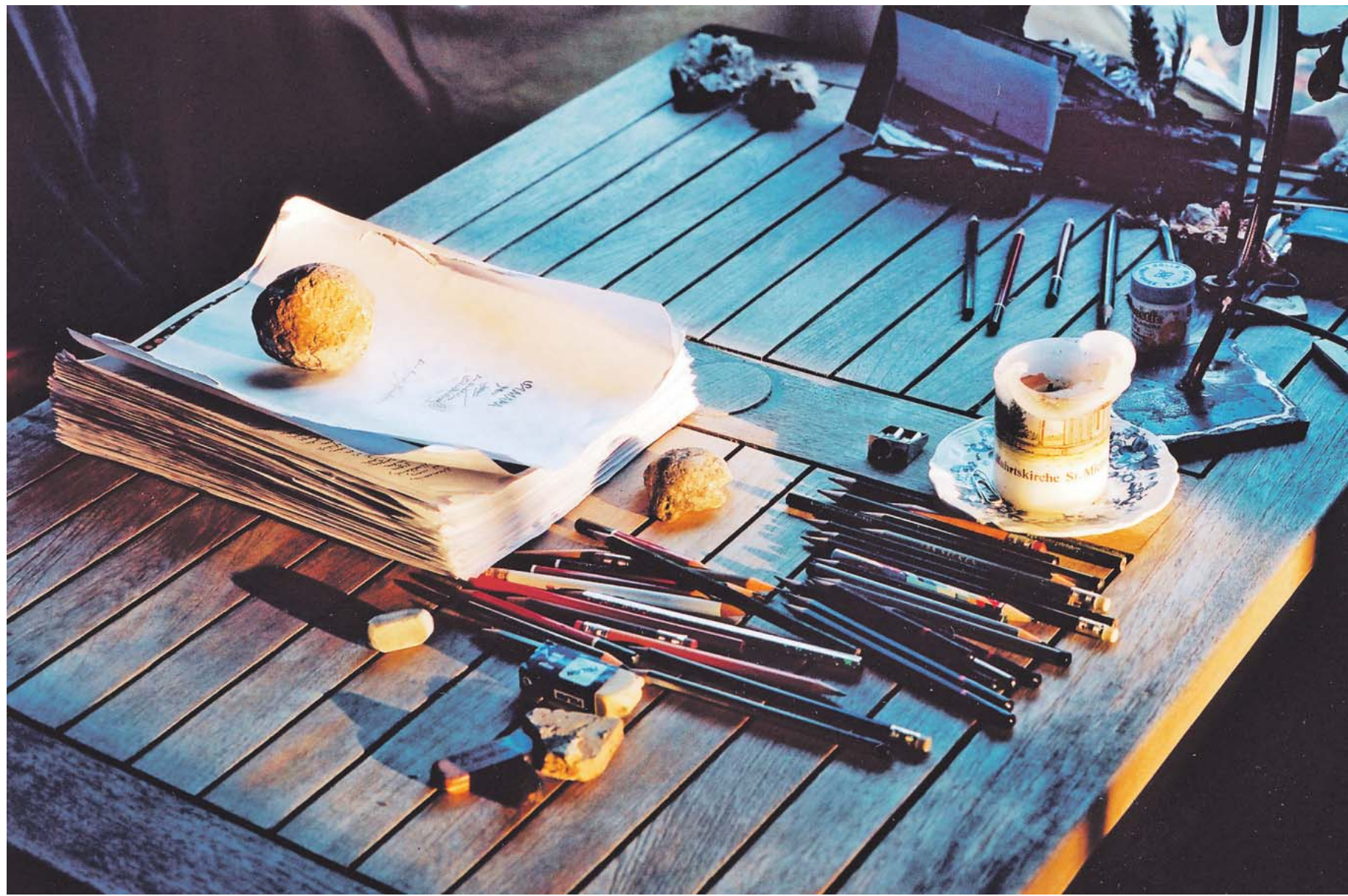
Flucht und Weglaufen sind die zentralen Begriffe im Gespräch mit ihm. Und Freiheit. „Freiheit ist für mich immer konkret. Ich brauche sie für mein kreatives Denken, mein kreatives Arbeiten und Schaffen.“ Nach der Kulturrevolution fasste auch Gao neuen Mut und begann aufs neue zu schreiben. Da traf ihn 1986 ein persönlicher Schicksalsschlag. Die Ärzte diagnostizierten Lungenkrebs. Ihm verbleibe nur noch wenig Zeit. Und wieder flüchtete Gao – diesmal zu sich selbst. Das Ergebnis ist „Berg der Seele“ – halb Biographie, halb Roman. Dafür begab sich Gao auf eine zehmonatige Reise entlang des Yangtse-Flusses ins Herz eines unbekannteren China. Die Diagnose stellte sich als falsch heraus.

Im Jahr 1987 schließlich flüchtete Gao ein letztes Mal, als er ins französische Exil ging. Seit 1997 besitzt er die französische Staatsbürgerschaft. Ist er nun Chinese, so wie ihn der Westen sieht? Oder ist er Franzose, wie es in seinem Pass steht? Gao schreibt seine Werke auf Französisch. Doch sie sind geprägt von seinen Wurzeln, seiner Flucht, seinem Leben im Exil. In Erlangen ist man sich einig, dass Gaos Einfluss auf China und die dortige Literatur minimal ist. Der Grund hingegen ist umstritten. Die westlichen Besucher erklären das mit seiner fehlenden literarischen Präsenz in seiner Heimat. Weil Gao Xingjian in China verleugnet werde. Auf dem Podium schüttelt Liu Chunying wieder nur den Kopf. Die Professorin begründet Gaos geringen Einfluss mit seiner westlichen Art zu schreiben und seinem selbstgewählten Exil in Frankreich.

Als keiner im Saal auf ihre Argumente eingeht, winkt sie ab. Ganz leise ist noch zu hören, wie sie sagt: „Das verstehen sie nicht.“ Unversöhnlich bleiben die Interpretationen chinesischer und westlicher Sicht nebeneinander stehen. Gao sitzt in der ersten Reihe, lauscht den Erklärungen und schweigt. Er war sein Leben lang auf der Flucht, nun nimmt er sich die Freiheit, sich nicht einzupassen. Er ruht zwischen Ost und West.

MICHAEL RADUNSKI

Literatur



Schöner wohnen im Umland von Paris: Peter Handke öffnet die Türen zu seinem Haus und zeigt sich darin vor allem als Sammler.

Foto aus d. bespr. Band

Das Faxgerät fiel dem Efeu zum Opfer

Und das Dreirad bietet dem vertrockneten Palmwedel das „Du“ an: Die Fotografin Lillian Birnbaum schaut sich in Haus und Garten von Peter Handke um und entdeckt dort lauter Dinge, die selbst in seiner Abwesenheit von dem Autor sprechen.

Ist ein Haus nur ein Haus? Oder ist es eine Repräsentation seiner Bewohner, gar ein Porträt? Während die moderne Streetview-Gesellschaft in dieser Frage bereits beim Fotografieren von Fassaden in Streit gerät, lässt sich Peter Handke im intimsten Inneren seiner Niemandsbucht Persönliches entlocken. Und das freiwillig, wenn auch nur in Abwesenheit seiner selbst. Das Haus, in einem Vorort von Paris gelegen, Geburtsort von „Versuch über den gegliederten Tag“, möge zu uns sprechen; das Arran-

gement der Möbel und Utensilien, die „geheimnisvolle Ordnung“, der die Fotografin Lillian Birnbaum in der modernitätsverachtenden Unaufgeräumtheit von Garten und Wohnraum hinterher-spürt. Der Dichter ist da und gleichzeitig auch nicht, man erahnt seine Anwesenheit in Nüssen und Pilzen, Büchern und Bildern, Bohnen und Ingwerwurzeln sowie allerlei Krimskrams. Insignien und Funde des Wanderers Peter Handke, wie uns Peter Handke in seinem einleitenden „Versuch über das Haus des Dichters“ wissen lässt.

Und in der Tat: Gleich im ersten Bild, auf diesem rostig-weißen Gartenstuhl neben dem Herbstlaub: Saß er da nicht gerade eben noch? Und das Faxgerät, das da im Unterholz dem Efeu zum Opfer fällt: War es nicht heiliger Zorn, aus dem er es dorthin geworfen hat, vor gar nicht allzu langer Zeit? Plastik trotz der Verwitterung, wie neu sieht es aus – ein Luxus, um den es die Gartengarnitur beneidet. Auch die beiden Bambusleitern haben ihre besten Tage hinter sich, doch Handke gewährt ihnen an den Balkonen seines Hauses ein Gnadenbrot.

Auf dem Stiegenaufgang lebt das Hingeworfene mit dem Liegegebliebenen in trauer Nachbarschaft, das Dreirad parkt im Sperrmüllhaufen, der morsche Ast bietet dem vertrockneten Palmwedel das „Du“ an. Dies sei ein Haus, durch das Bewegung geht, meint

Morgen auf unserer Literaturreise

Oliver Jungen: Gonzo – Hunter S. Thompson ist nicht zu stoppen
Werner von Koppenfels: Suche – Bastian Conrad und Shakespeare
Harald Hartung: Pilger – Neue Gedichte von Christian Lehnert

Hamm – ein Eindruck, den wir aus den Bildern nicht nachzuvollziehen vermögen. Sie legen vielmehr nahe, dass jegliche Bewegung zum Stillstand gekommen ist.

Schneckenhäuser in Vogelnestern auf Treppenstufen und Schreibtischflächen:

Wie oft haben sie des Dichters Geschichten schon erzählt bekommen? Sie, von denen er bisweilen selbst sagt, sie seien die Einzigen, die ihm zuhören. Und überall Bücher. Von und über Handke, in Chinesisch, Italienisch und Russisch, Bücher in der Ecke, Bücher unter dem Stuhl, dazwischen ein paar Fotos und auch einige Notizen, aber dann wieder Handke und immer wieder nur Handke: Selbstreferenz, du bist hier daheim.

Wie jeder nette Besuch bei einem guten Gastgeber endet auch dieser an einem reich gedeckten Küchentisch. Nüsse, Kräuter, Bohnen, Weißbrot, Olivenöl, dazwischen ein Teller Nudeln und – was sonst? – natürlich frische Pilze. Schöne, kräftige, große Pilze, gesammelt und zubereitet mit den eigenen Händen. Und wenigstens mit ihnen ist der Dichter auf dem allerletzten Bild sogar selbst zugegen. Handkes Vorstellung von einem gegliederten Tag. (Lillian Birnbaum: „Peter Handke. Portrait des Dichters in seiner Abwesenheit“, Verlag Mury Salzmann, Salzburg 2011. 104 S., Abb., geb., 28,-€.) THOMAS STROBL

Sind wir nicht alle so was von da?

Der Held vom Bateau Ivre: Imran Ayatas Debüt „Mein Name ist Revolution“ erklärt die Liebe und den Bankrott

Diese Geschichte beginnt mit einer Party und endet mit einem Kater. Dazwischen liegt nicht eine Nacht, sondern ein ganzes Jahr, was insofern konsequent ist, als der Held dieser Geschichte, der fünfunddreißig Jahre alte Ich-Erzähler Devrim Bulut, in Berlin lebt, eine nächtliche Sendung im Radio moderiert und tatsächlich ein *Dolce Vita* von nahezu Hegemannschen Ausmaßen pflegt. Das ist ihm vergönnt, weil seine Eltern einst im Lotto gewonnen und dem einzigen Sohn nach ihrem frühen Unfalltod ein beträchtliches Vermögen hinterlassen haben. Dieses Geld macht Devrim Bulut wirklich zu einem glücklichen Menschen, es macht ihn aber auch zu einem Sonderling.

Denn während sich seine Freunde um Umschulungsmaßnahmen bemühen oder über Doktorarbeiten verzweifeln, pendelt er tagein, tagaus mit dem Taxi zwischen seiner Wohnung, dem Studio und den liebsten Bars. Vor allem wegen dieses Lebenswandels erinnert „Mein Name ist Revolution“, der Erstlingsroman, den der türkischstämmige Imran Ayata nun vorgelegt hat, an ein anderes Debüt, das in diesem Jahr erschienen ist, Tino Hanekamps „So was von da“. Ähnlich wie Hanekamp, der im richtigen Leben als Geschäftsführer des Nachtclubs „Übel & gefährlich“ in Hamburg sein Geld verdient, die Handlung seines Romans im Nacht- und Szeneleben seiner Heimatstadt ansiedelte, konzentriert sich auch Ayata auf einen kleinen Kiez, in dem er sich auskennt. Sein Held bewegt sich vorzugsweise zwischen Kreuzberg und Mitte, wandelt vom „Café Einstein“ ins „Bateau Ivre“, vom „Rheingold“ ins „103“ und führt im Großen und Ganzen ein ebenso unangepasstes wie ritualisiertes Dasein. Ayatas Buch ist eine schöne Hommage an das wilde Leben, an die große Stadt und die guten Freunde, an einen Alltag zwischen Rausch und Reue, der keine existentiellen, aber metaphysische Mängel kennt, er ist Liebes- und Bankrotterklärung in einem.

Letzteres vor allem deswegen, weil sich von diesem Buch nicht behaupten lässt, dass es auch nur die Anlage eines

Bildungsromans in sich trüge, wie man es eigentlich erwarten würde. Die Dinge um Devrim Bulut geraten zwar in Bewegung, als er seinen Job als Radiomoderator verliert, weil er einem Gast, der alles und jeden als Nationalsozialisten beschimpft („Die Jahreszeiten in Berlin

Gegend, so dass er nun hofft, sich durch die Reise dorthin vor allem ihr zu nähern. Diese zwar nachvollziehbare, aber doch sehr selbstbezogene Motivation nimmt das Ergebnis seiner Fahrt dann allerdings schon vorweg. Denn Devrim fühlt nichts, als er an dem staubigen



Imran Ayata, Jahrgang 1969, schreibt eine Hommage an das wilde Leben. Foto: imago

sind Nazi. Die polyfönen Klingeltöne sind Nazi.“), nicht energisch genug das Wort abschneidet. Außerdem lernt er Rüya kennen, eine wunderschöne junge Türkin, die ihn dazu bringt, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen. Tatsächlich begibt sich Devrim Bulut auf eine Reise in seine türkische Heimatstadt Dersim, wo seine Eltern beerdigt wurden. Er hat dieses Nest in der ostantolischen Einöde nie besucht, wie der Zufall will, stammt Rüya aber aus derselben

Grab seiner Eltern sitzt, er kann die Rührung, die seine Ankunft bei den Verwandten auslöst, nicht teilen, überhaupt fremdelt er in dem Kaff, das die Zeichen von Armut und Landflucht so wenig verborgen kann und mit seinem Berliner Alltag so wenig zu tun hat.

Und in diesem unsentimentalen, aber grandeurlich wirkenden Ausgang seiner Fahrt liegt dann doch so etwas wie eine Botschaft des Romans. Devrims Versuch, eine Beziehung zur Geschichte sei-

ner Herkunft zu knüpfen, scheitert, weil er nicht zulässt, dass ihn diese Geschichte in irgendeiner Weise ändert. Und warum sollte sie auch? Die Kämpfe, die seine Eltern in den siebziger, achtziger Jahren von Deutschland aus gegen das türkische Militärregime führten, sind seine nicht mehr. Auch die typischen Probleme der zweiten Einwanderergeneration, ein subtiler, aber latenter Rassismus, der ihren Aufstieg erschwert, teilt Devrim Bulut nicht, weil ihn das Geld seiner Eltern unabhängig gemacht hat. Insofern ist er wirklich ein „Alleiner“, wie er sich selbst nennt, aber keineswegs nur, weil er zuweilen einsame, von Panikattacken verdorbene Nachmittage in seinem privaten Diskozimmer verbringt. Sondern weil seine Geschichte idealtypisch für nichts steht, weil sie nichts über den Einzelfall Hinausweisendes erzählt.

Dies ist das Grundproblem, das sich mit der Konstruktion der Hauptfigur in diesem Roman verbindet. Gut möglich, dass sich Imran Ayata ausgerechnet mit dem größten Coup seiner Geschichte, dem Lottogewinn der Eltern seines Helden, um die Möglichkeit gebracht hat, in seinem Buch echte Konflikte zu behandeln. Gut möglich ist auch, dass dies gar nicht seine Absicht war. Einen echten Konflikt, also einen, der nicht nur um die Frage kreist, ob gerade Rotwein oder Whisky besser passt, brauchte es allerdings schon, wenn man am Ende der Lektüre zu dem Schluss kommen soll, dass man es hier mit einem wichtigen Werk zu tun hat. Das hat man nämlich nicht. Man hat ein schönes, uneitles, unterhaltsames Buch gelesen, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

LENA BOPP



Imran Ayata: „Mein Name ist Revolution“. Roman.

Blumenbar Verlag, Berlin 2011. 318 S., geb., 16,95 €.

Kritik in Kürze

Mission Kind

Alles könnte so schön sein: Das ist eine beliebte Ausgangsposition für Dramen, denn der Teufel steckt im Konjunktiv. Es könnte, rein äußerlich betrachtet, denn man ist jung und gesund, das Viertel das richtige, die Wohnung architektonisch anspruchsvoll, der Partner geliebt, und im Beruf geht es auch nur nach oben. Zum Glückhsein reicht das nur selten, wie wir alle wissen. Auch Ines und Daniel reicht es nicht, seit Ines ein Kind möchte. Die bisher eher zweckfreie Zweisamkeit des Paares hat nun eine Richtung bekommen, ein Ziel. Aber was, wenn sich die individuelle Biologie nicht mit den Lebensplänen vereinbaren lässt? Da verschärft sich das Drama, denn das Leben der beiden wird nun der Mission Kind unterworfen und zyklisch durchgetaktet: Spermaprobe, Befruchtung, Menstruation, und bei Misserfolg das Ganze noch mal von vorne. Das bietet Anlass zu Verzweiflung und zu unendlicher Peinlichkeit, die Autor Stefan Moster dankenswerterweise nicht auswalzt, sondern mit dezenter Komik behandelt. Eine Komik, die vor allem durch einen genauen Blick entsteht und eine präzise Sprache, die bis in die Dialoge hinein stimmt. Mit ebenso dezenter Komik nähert er sich der Lebenswelt urbaner Mitteldreißiger, die es aus tiefster pfälzischer Provinz in die Stadt geschafft haben und nun glauben, es könne ihnen gar nichts mehr im Weg stehen. Schon gar nicht so etwas dumpf Animalisches wie Körperfunktionen. Doch ausgerechnet auf diesem Gebiet haben die stets konkurrierenden Kindheitsfreunde aus der Provinz die Nase vorn, was die Niederlage für das großstädtische Gewinnerteam gleich doppelt schmerzhaft macht. Ihre Strategien, sich das Leben sinnvoll zu denken, bis die sorgsam geplante Erfüllung eintritt, hat etwas Verzweifeltes. Und wohin einen die Verzweiflung treiben kann, zu romantischen Fluchten und Lügen und Geheimnissen, das wissen wir ja. Ines und Daniel, diese durchrationalisierten Individuen, hätten nie von sich gedacht, dass sie zu solchen Verzweiflungstagen fähig wären. Wir schon. (Stefan Moster: „Lieben sich zwei“. Roman. Mare Verlag, Hamburg 2011. 416 S., geb., 22,-€.) dien.

Schlangennester

Unendlich sind die Spielarten der Liebe, unerschöpflich auch das Reservoir an Schmerz, das sie im Gepäck mit sich trägt. Davon erzählt sehr subtil und facettenreich die Geschichte „Sebastian“ aus dem Prosa- und Lyrikband „Das Nest“ der 1945 in Heidelberg geborenen, nach ihrem Philosophie- und Romanistikstudium zunächst zur Opernsängerin ausgebildeten Hanna Leybrand. Der Textilkaufler Harry und die viel jüngere Studentin Andrea formieren in dieser Geschichte ein ungleiches platonisches Paar, in dessen Freundschaft sich die Erotik immer wieder Bahn brechen will, das aber, wie die beiden Königskinder im Volkslied, nie ganz zusammenfindet. In Form einer Rückblende und in der Wiederlektüre eines von Harry geführten Tagebuchs wird das Verhältnis nach und nach erzählerisch vertieft, werden Irrwege und Höhenflüge der Freundschaft, ihre Einzigartigkeit und ihr entsetzliches Ende plastisch. Lange klingt diese in unpräzisiertem Gestus vorgetragene und von Lebensklugheit gesättigte Geschichte nach. Auch die titelgebende Erzählung über eine Lehrerin, die in einer katholischen Klosterschule mit ansonsten ausschließlich männlichem Kollegium unterrichtet, zeugt von der beeindruckenden Tiefenschärfe des distanzierenden und zugleich empathischen Blicks der Autorin auf ihre Figuren. Unter dem Überdruck, der im abgeschlossenen System des Klosters herrscht, wird aus dem kuscheiligen Nest, in dem sich die Lehrerin zunächst wähnt, ein veritables Schlangennest. Nicht alle der im Band versammelten Erzählungen können derart fesseln, dass aber die beiden längsten so packend sind, lässt den Wunsch aufkommen, von Leybrand weitere, noch größere Bögen spannende Prosa zu lesen. (Hanna Leybrand: „Das Nest“. Neue Prosa – Neue Lyrik. Manutius Verlag, Heidelberg 2011. 218 S., geb., 19,80 €.) btr.

Vorurteilslosigkeiten

Arthur Eloesser scheiterte aufgrund seiner jüdischen Herkunft mit der bis heute wichtigen Habilitationsschrift über das bürgerliche Drama. Dieser Verlust für die Germanistik bedeutete indes einen riesigen Gewinn für das Feuilleton. Eloesser entwickelte sich ab 1899 zu einem der profiliertesten Literatur- und Theaterkritiker. Einen Eindruck von seiner intellektuellen Schärfe, politischen Entschlossenheit und stilistischen Eleganz vermittelt jetzt eine hilfreich kommentierte Auswahl von Artikeln, überwiegend aus der „Frankfurter Zeitung“. Fast alle beziehen sich auf das jüdische und antisemitische Berlin der frühen zwanziger Jahre, sei es auf Streifzügen durch das Scheunenviertel oder in Essays über Albert Einstein, Kurt Hiller, Walter Rathenau oder Carl Sternheim. Nachdem im Februar 1921 Mitglieder des „Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes“ Stinkbomben auf die Bühne des Kleinen Schauspielhauses warfen, um Schnitzlers „Reigen“ als „Verfluchte Schweinerei“ zu denunzieren, verkleidete sich Eloesser als gesinnungstreuer Reporter und interviewte die Rädelführerin in ihrer miefigen Kleinbürgerwohnung in Friedenau. Trotz aller Kritik feiert er aber im Essay „Der Geist von Berlin“ diese „Stadt der Vorurteilslosigkeit“. (Arthur Eloesser: „Wiedereröffnung. Berliner Feuilletons 1920 bis 1922“. Hrsg. von Horst Olbrich. Verlag H. Olbrich, Berlin 2011. 120 S., br., 16,80 €.) kö